

Benno Haunhorst

Über die Mutter Gottes, die Mutter Kirche und die Frauen

Wir wissen so gut wie gar nichts über die wirkliche Frau Maria, aber wir wissen fast unendlich viel über die Symbolgestalt Maria. Sie bringt zum Ausdruck, was sich Menschen erhoffen und wovor sie sich fürchten, wenn Gott einem ganz nah kommt.

Zu allen Zeiten war es den Gläubigen völlig egal, ob Maria dem Kult der Artemis, der Isis, der Kybele oder irgendeiner germanischen Urmutter entnommen worden sein soll. Reinmar von Zweter buchstabierte im 13. Jahrhundert das Wort 'Maria' so:

M - mediatrix (Mittlerin)

A - auxiliatrix (Beistand)

R - reparatrix (Erneuerin)

I – illuminatrix (Erleuchterin)

A – adjuratrix (Helferin)

Genau darum geht es! Das verbinden die Gläubigen mit Maria, das erbitten sie von Maria auf ihrem Lebensweg mit Gott.

Maria ist Urbild der Kirche, Repräsentantin Israels, Vorbild des Volkes Gottes. Sie ist nicht einfach eine Privatperson und ihre Verehrung ist auch kein Privatkult. Was über Maria gesagt wird, wird ausgesagt über die gesamte Heilsgeschichte. Und was über Maria gesagt wird, bestimmt auch das Bild der Frau in der Kirche.

Alles über Maria

Maria war eine bescheidene Frau aus einfachen Verhältnissen, die einen Zimmermann heiratete, mehrere Kinder bekam, von denen der älteste Sohn beim Vater das Handwerk erlernte. Er übte es aber nicht lange aus, sondern zog mit Anfang Dreißig umher, predigte, berief Anhänger, sorgte für Aufsehen und bereitete seiner Verwandtschaft Ärger. Schließlich erlitt er einen grausamen Tod, wurde von seiner Mutter betrauert, die jetzt von seinen Gefährten mehr erfahren wollte.

Hier endet unser historisches Wissen, aber jetzt beginnt erst die wahre Geschichte. Es

beginnt die wahre Geschichte von Jesus Christus und von Maria, seiner Mutter, der mater dolorosa, der neuen Eva, dem Meerstern, wie ihr Name auf hebräisch lautet. Das Wissen um Maria als Gestalt religiöser Verehrung ist mindestens ebenso alt wie das Wissen um Maria als historische Person. Allerdings ist es vielfältiger und differenzierter. Damit enthält es ein höheres Maß an Wahrheit.

Wir können hier nicht auf alle 22 Marienfeste, die das letzte Konzil für die gesamte Kirche festgelegt hat, eingehen und auch nicht alle ihre Ehrentitel erklären. Aber den Unterschied zwischen erlaubter, vielleicht sogar gebotener Verehrung und verbotener Anbetung soll gleich zu Beginn festgehalten werden.

Angebetet wird ausschließlich der dreifaltige Gott, nicht aber Maria, und auch nicht die Heiligen. Maria war eine menschliche Frau, sie ist keine Göttin. Die Christen verehren Maria als Vorbild im Glauben, als Vertraute im Leben und als Fürsprecherin bei Gott.

Im Glaubensbekenntnis kommt ihr Name vor, wenn von Jesus Christus bekannt wird „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“. Also beginnen wir damit, wenn es hier um „alles über Maria“ geht. Jesus ist ganz Gott und er ist ganz Mensch. Das sind die beiden Aussagen des Glaubens. Um keinen weiteren Glaubensartikel ist intern so gerungen worden zwischen den Christen sowie zwischen Christen auf der einen und Juden bzw. antiken und modernen Agnostikern auf der anderen Seite. Das Bekenntnis „geboren von der Jungfrau Maria“ ist keine historische oder physiologische Aussage, sondern eine theologische, die einen großen Bedeutungszusammenhang eröffnet.

Zunächst einmal steckt darin der Glaube, dass Jesus Christus aus dem Willen Gottes kommt und nicht aus dem Willen eines Mannes. Damit ist kein biologisches Faktum gemeint. Selbst wenn Jesus einen biologischen Vater gehabt hätte, könnte man ihn Sohn Gottes nennen. Nicht das Fehlen eines menschlichen Vaters macht Jesus zum Gottessohn, also ist auch nicht die biologisch-physiologisch verstandene jungfräuliche Empfängnis (i. S. des Fehlens männlichen Samens) notwendige Voraussetzung für das Bekenntnis zur wahren Gottessohnschaft Jesu. Denn dann hinge ja das Handeln Gottes ab vom Nichthandeln bzw. Handeln eines Mannes, was aber dem Gottsein Gottes und der Menschwerdung des Gottessohnes widerspräche.

Gottes Handeln benötigt einzig und allein die Zustimmung Marias. Sie ist der Gegentyp zu Eva. Maria wendet sich Gott zu, Eva wendet sich von Gott ab. Eva steht für den selbstverschuldeten Unheilszusammenhang der Menschen, Marias freie Zusage hingegen

ermöglicht Gottes Heilshandeln. Wenn deshalb von Maria in der christlichen Glaubenslehre gesagt wird, sie sei vor, in und nach der Geburt Jungfrau geblieben, dann ist das auch als Gegenbild zu Eva gemeint. Die Jungfräulichkeit Mariens nach der Geburt meint nicht ein Leben in sexueller Enthaltung, sondern gemeint ist Marias Haltung: Ihre Bereitschaft, sich Gottes Willen anzuvertrauen, ihre Offenheit, sich von Gottes Geist erfüllen zu lassen und ihr Leben ganz im Glauben an die Verheißungen Gottes zu gestalten. „Jungfräulichkeit“ meint also die personale Haltung Marias, die allen Christen zum Vorbild werden soll. Man kann an dieser Stelle auch verstehen, weshalb viele katholische Geistliche und Ordensangehörige eine tiefe Marienfrömmigkeit besitzen und den Zölibat als eine Lebenshaltung verstehen.

Mit Eva kam das Unheil in die Welt, mit Maria das Heil. Diese heilsgeschichtliche Typologie wird bereits in der alten Theologie an sehr alltäglichen Fragen diskutiert. Maria hat keinen Schmerz empfunden bei der Geburt, denn das ist ja die an Eva verhängte Strafe für die Sünde. Im Kern bedeutet Sünde das Fernsein, das Sich-Abwenden von Gott. Maria hat aber Gott angenommen, also ist sie ohne Sünde. Maria wird ganz selten als Schwangere dargestellt, die Skulpturen und Bilder einer „Maria im Kindbett“ sind sogar zeitweilig verboten gewesen. Beide Darstellungen Mariens suggerieren Mühsal und Anstrengung, also wiederum Attribute der Sünde. Hingegen gelten Darstellungen der „Maria lactans“, also der stillenden Maria, als christologisch wertvoll. Mutterbrust und Muttermilch dienen als Beweis für das wahre Menschsein Christi. Jedoch lehren auch viele Theologen, Maria sei nicht neun Monate schwanger gewesen, sondern Jesus sei mit der Empfängnis bereits für die Geburt fertig entwickelt gewesen. Das hat auch zu tun mit der strikten Opposition von jüdischen Theologen. Deren zentrales Argument gegen die Gültigkeit des christlichen Glaubens war immer, es sei blasphemisch zu meinen, dass der Messias neun Monate lang im unreinen Körper einer Frau herangewachsen sein sollte. Und überhaupt widerspreche es dem biblischen Gottesglauben und der Vernunft, wenn man glaube, der Messias Gottes wachse in einer Frau heran. Es ist eigentlich unbegreiflich wertvoll für die Frauen und revolutionär für das antike Frauenbild, wenn die Christen verkünden, Gott sei von einer Frau aus dem Volke zur Welt gebracht worden. Eine Frau ist nicht würdig, mit einer heiligen Sache in Verbindung gebracht zu werden, lautet die jüdische Kritik. Die profanen, antiken Denker halten es für absurd, zu glauben, Gott begeben sich auf Menschenniveau und käme auch noch nach einer Schwangerschaft zur Welt. Die frühen christlichen Theologen bringen in die Diskussion mit den Juden drei Argumente ein für die jungfräuliche Mutterschaft Mariens: Erstens glauben wir doch alle

daran, dass Gott die Welt allein durch sein Wort geschaffen hat. Deshalb geschieht auch die Menschwerdung Gottes auf diese Weise. Zweitens hat sich Gott im brennenden Dornbusch offenbart. Der Busch verbrennt nicht, wenn er brennt. So wie sich Gott hier als der ganz Andere offenbart, als der, der nicht zerstört und vernichtet, ebenso offenbart sich Gott in der Unversehrtheit Mariens. Und drittens weisen die größten Propheten auf Marias Jungfräulichkeit hin. Jesaja prophezeit, der Messias werde von einer Jungfrau geboren. Ezechiel schließlich spricht vom geschlossenen Tor zum Tempel, das nur von Gott geöffnet werden könne. Die Kirchenväter deuten Maria als den Tempel, in dem sich Jesus Christus offenbart. Ähnlich erzählt eine Legende davon, Maria sei von ihren Eltern für den Tempeldienst bestimmt worden als Dank für ihre lang erhoffte, aber späte Geburt.

Die Glaubensvorstellung von der immerwährenden Jungfrau Maria erfährt heutzutage die größte Aufmerksamkeit. Das war in den ersten Jahrhunderten der Kirche durchaus anders. „Geboren von der Jungfrau Maria“ - ist eine Glaubensformel, die auf genial einfache Weise die Menschheit und die Gottheit Jesu zugleich ausdrückt. Heftig gestritten wurde über die Bezeichnung „Gottesgebäerin“ für Maria. Ob man nicht besser „Christusgebäerin“ bekennen solle, wurde diskutiert. Die Gefahr bestand darin, mit dieser Bezeichnung Maria zur „Miterlöserin“ erheben zu können, was sie natürlich nicht ist: Also „Gottesgebäerin“. Sicherlich soll das ausdrücken, dass Maria keinem normalen Jungen sein Leben geschenkt hat. Aber Zweierlei heißt es nicht: Nämlich, Maria hat nicht dem ewigen Grund allen Seins das Leben geschenkt. Das wäre Unsinn. Und – eine moderne, aber weit verbreitete Fehldeutung – Maria offenbart auch nicht die weibliche Seite Gottes.

Maria hat von der Kirche vier Titel erhalten, die ihre Privilegien ausdrücken: Sie ist Gottesgebäerin, immerwährende Jungfrau, Immaculata (ohne Erbsünde Empfangene) und Assumpta (mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen). Gegenwärtig wird in kirchlichen Kreisen weniger auf diese Privilegien Mariens Bezug genommen, als ihr vorbildlicher Glaubensweg hervorgehoben. Man kann sagen, an die Stelle der soteriologischen Ontologie ist die Sozialpädagogik getreten. Damit gerät natürlich aus dem Blick, dass Aussagen über Maria immer christologische Aussagen sind und somit zum Kern des christlichen Glaubensverständnisses führen. Ich will das noch einmal konkretisieren an den beiden Titeln Immaculata und Assumpta.

Die Erklärung von der ohne Erbsünde empfangenen Maria sorgte bei ihrer Verkündigung 1854 für großes Aufsehen. Die liberalen, modern denkenden Kräfte waren entsetzt; die konservativen, von romantischen Mythen begeisterten feierten eine Offenbarung. Dabei

war diese päpstliche Bulle weder notwendig, noch hinreichend für die Marienverehrung. Gemeint war ja, dass Gott sein Erlösungswerk für alle Menschen in Maria bereits vorweg genommen hat, indem er sie von Anfang an in ihrer Mutter Anna ohne Erbsünde heranwachsen ließ. Dieser von Gott gesetzte Neuanfang mit den Menschen ist allerdings bereits in dem Bekenntnis „empfangen durch den heiligen Geist“ enthalten. Also wäre das neue Marienbekenntnis nicht notwendig. Es ist auch nicht hinreichend, wenn man sich die im Deutschen volkstümlich gebräuchliche Formulierung anschaut: „unbefleckte Empfängnis“. Mit dieser Wortwahl ist das Marienprivileg der Immaculata mit einem starken sexualisierten Subtext verwoben, der sich auf die kirchliche Sexualmoral nicht gerade förderlich auswirkte und in der Kombination „immerwährende Jungfrau Immaculata“ das christologische Gewicht verschob in Richtung Leibfeindlichkeit und geschlechtliche Enthaltensamkeit und damit weg von der Erlösungssymbolik. Eine Bedeutung allerdings besitzt die Lehre von der ohne Erbsünde Empfangene bis heute, nämlich eine kontroverskonfessionelle. Wenn die Kirchen der Reformation nach Luther lehren, dass es eine wirkliche Sündenvergebung nicht gibt, sondern dass die Menschheit weiterhin in die Sünde verstrickt bleibt, dann spricht die katholische Tradition dagegen ihr Nein. In dem Menschen Maria hat Gott in seiner Gnade ein neues Menschengeschlecht geschaffen: ohne immerwährende Verstrickung in die Sünde, offen für seinen Willen, bereit, den Weg des Heils gehen zu können.

Maria ist die Assumpta, sie ist nach ihrem Tod leiblich in den Himmel aufgenommen worden. Bleiben wir kurz bei diesem letzten Würdenamen Mariens. 1950 ist diese Aussage als Dogma verkündet worden, als seitdem letztes und als erstes seit der Proklamation des unfehlbaren Lehramts des Papstes im Jahre 1870. Mit der Verkündung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel ändert sich die Richtung der Mariologie; sie bekommt eine eschatologische Zuspitzung. Das, was die Kirche für alle Menschen erhofft – heiles, ewiges, in Leibhaftigkeit vollendetes Leben in Gemeinschaft mit Gott und mit allen zu ihm gehörenden Menschen guten Willens -, glaubt sie für Maria als bereits gegeben. Wie Gott an Maria gehandelt hat, so hoffen wir, wird er an allen Menschen handeln. Von „Auferstehung des Fleisches“ haben die Katholiken vor der Sprachreform des letzten Konzils im Glaubensbekenntnis gesprochen. Darum geht es: Bei Gott geht nichts verloren! Christen glauben nicht an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode, sondern an ein Leben des ganzen Menschen bei Gott. Man vergegenwärtige sich einmal diese Hoffungsbotschaft im Jahr 1950 vor Menschen, die Zeitgenossen der Millionen

Toten auf der Flucht, an der Front, in den Lagern, in den Bombardierungen waren! Und viele dieser Toten fanden keine Gräber und keine Orte, an denen man sie betrauern könnte. Aber deren Leben und Sterben waren nicht unbedeutend. Gott hat keinen der seelisch und körperlich Geschundenen vergessen. Alle gehen auf dem Weg der Maria Assumpta zum ewigen Heil mit Leib und Seele. Die eschatologische Dimension der Marienverehrung ist keine neuzeitliche Erfindung, sondern bereits bei den Kirchenvätern ausgeprägt. Die Zeit der Verheißungen hat sich mit Maria erfüllt und mit ihr bricht die messianische Heilszeit an.

Auch die Verkündigungen von Prophetinnen wie Sarah, Rebekka, Mirjam, Debora, Judith, Elisabeth und Hanna laufen auf Maria zu. Sie schließt die Weissagungen aller Propheten des Alten Testaments ab. Maria ist die letzte und höchste Prophetin, sie ist die „Königin der Propheten“. Unter den Kirchenvätern waren diese heilsgeschichtlichen Überlegungen zu Maria weit verbreitet. Propheten hören auf Gott und geben das Gehörte als „Wort Gottes“ an die Menschen weiter. Bei Maria geschieht das in der höchstmöglichen Form: Das Wort Gottes richtet sich an Maria, sie stimmt zu und gibt es in der Gestalt Jesu weiter: „Und das Wort ist Fleisch geworden“. Das ist die höchste Form der Prophetie.

Aber warum spielt das Magnifikat, jene große eschatologische Rede Marias – ihre einzige uns überlieferte Rede -, jene Ankündigung der Revolution Gottes vorallem in der neuzeitlichen Kirche eine derart marginalisierte Rolle? Sicherlich ist damit nicht das Ideal der Dulderin, der Magd zu vereinbaren. Aber die Verschiebungen gehen noch tiefer. Bereits die Kirchenväter meinten Maria bescheinigen zu können, dass sie zwar mit prophetischem Charisma ausgezeichnet sei, aber keine Wunder vollbracht habe wie etwa die Apostel. Deshalb komme ihr nicht das Lehramt zu und somit könne das Magnifikat auch nicht Teil der kirchlichen Lehre sein. Es ist schon ein sehr hinterhältiger Trick, das größte Wunder aller Zeiten, die Menschwerdung Gottes mit Marias Hilfe, nicht als Wunder werten zu wollen! Wenn wir entgegen dieser Meinung festhalten, Maria ist die Letzte der Propheten sowie die Erste der Apostel und der Evangelisten, dann sollten wir uns das „Magnifikat“ als ihre „Lehre“ noch einmal genauer anschauen(vgl. Lk1,46-55) Wir lesen dort vorallem Worte aus den Psalmen, aus den Gebeten des Volkes Israel. Es sind die Hoffnungsworte eines geschundenen Volkes, das Gottes eingreifendes Handeln erwartet. Und das wird dann so aussehen: die Hochmütigen werden verjagt, die Machthaber gestürzt, die Reichen bekommen nichts mehr, aber die Hungernden erhalten reichlich und die Erniedrigten können sich frei aufrichten. Mit dem Messias kommt der Umsturz.

Halten wir an dieser Stelle kurz inne. Was bedeuten die Glaubensaussagen über Maria für die Kirche und für die Frauen? Ich möchte vier Perspektiven aufzeigen. Erstens ist Maria eine einfache Frau aus dem Volk, die sich allein auf ihren Glauben verlässt. Das macht sie sicher und unabhängig. Und darin ist Maria zu allen Zeiten ein Vorbild für die Frauen. Der Sohn Gottes wird nicht Mensch am Kaiserhof in Rom, sondern in einem Hirtenkaff am Rande der zivilisierten Welt. Gott liebt offensichtlich die kleinen Leute, die Machtlosen, die Unbeachteten. Maria ist das Vorbild für die Kirche des Volkes, die sich nicht anbiedert an die Reichen und Mächtigen.

Und dann wird auch noch klar: Gott nutzt nicht die vorhandenen klerikalen Strukturen, um den Menschen nahe zu kommen. Er umgeht alles männlich vorgeprägte, um Jesus Christus sein Erlösungswerk beginnen zu lassen. Volksnah, machtlos, nicht klerikal und deshalb nicht männlich dominiert: so beginnt die Reich-Gottes-Bewegung.

Zweitens ist es kein Mann, sondern Maria, eine Frau, die als Urbild der Kirche verehrt wird, weil sie Vorbild im Glauben ist: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk1,38).

Ausgerechnet eine Frau wird in der weltumspannenden Männerwelt verehrt als die, die Jesus Christus am nächsten steht, als erste an ihn glaubt und ihm nachfolgt. An Maria sehen die Christen, wie man glaubt, und an Maria lernt die Kirche, wie man dient.

Drittens wird schließlich von einer Frau gesagt, sie sei die Erste der Erlösten (= ohne Sünde empfangen) und die Erste der Vollendeten (= mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen) unter den Menschen. Es ist ihre Bereitschaft, allein auf Gottes Verheißungen und nicht auf die eigene Kraft zu bauen, die Maria heraustreten lässt.

Damit hängt viertens zusammen, dass alle Prophezeiungen vom Neubeginn der Geschichte Gottes mit den Menschen auf Maria zulaufen. Es ist eine Frau, die nichts besonderes vorzuweisen hat, über keine Möglichkeiten verfügt, etwas für sich und für andere zu verändern, die den messianischen Umsturz Gottes mit bewirkt. Diese Prophetin Maria, die in ihrem Magnifikat die anderen Verhältnisse Gottes ankündigt, fordert die Kirche heraus, prophetisch zu sein. Maria hat dem Herrn die Wege bereitet. Maria hat das Wort Gottes menschliches Fleisch werden lassen. Es ist völlig unerheblich, ob wir das alles von der historischen Maria sagen können. Erheblich ist aber, dass es seit vielen Jahrhunderten die christliche Frömmigkeit ist, die das alles von einer Frau aussagt und nicht von einem Mann.

Maria wird immer als sehr schön und jung dargestellt, weil das Heilige schön ist und unvergänglich. Das prägte auch schon immer das Selbstverständnis der Frauen. Zu allen

Zeiten haben sich Frauen an Maria gewandt, weil sie eine von ihnen ist. Mittelalterliche Mystikerinnen machten Marias Körperlichkeit zum Zentrum ihrer Spiritualität. Sie hatte mit ihrem Leib Gottes Sohn zur Welt gebracht. Marias Körper war der lebendige Tabernakel. Ohne Schuld und Scham durften sich Frauen damit identifizieren. Im Leben wie im Sterben vertraute man sich Maria an. Sie machte selbst im Leben alles durch, was auch andere Mütter erleiden. Maria erschien aber auch als eine selbstbewußte Frau, die vorbildlich glaubte, mit prophetischer und apostolischer Autorität auftrat, wirksam half, sich fürsorglich und warmherzig zeigte. Maria war mutig und sicher im Auftreten. Nach dem Tod Jesu hat sie die Kirche gerettet, weil sie nicht zweifelte wie die Apostel, sondern unerschütterlich an der Wahrheit festhielt. Aus diesem Vorbild heraus wurde es für viele Frauen bis weit in die Neuzeit hinein zu einem Ideal, in einer weiblichen Gemeinschaft zu leben: ohne eigene Familie, ohne Männer, zölibatär. Das galt so bereits im antiken Christentum für reiche Frauen und Witwen, später in den Frauenorden oder in den Lebensgemeinschaften der Beginnen und der Stifte. Die Marienfrömmigkeit kann nicht immer nur als Instrument klerikaler Männerherrschaft gesehen werden. Sie besitzt viel Emanzipationspotential.

Als Gegenströmung wurde bereits im frühen Christentum von frauenfeindlichen Asketen Maria benutzt zur Domestizierung der Frau, zur Abwertung ihrer Sexualität, zur Bildung von Vorurteilen. Frauen seien emotional nicht stabil, intellektuell beschränkt, körperlich nicht belastbar, gesellschaftlich nicht akzeptiert und in allen wichtigen Dingen naiv und unselbstständig. Die Frauen selbst dachten jedoch zu keiner Zeit so und ließen sich auch nicht aufschwätzen, dass Demut, Gehorsam und Keuschheit die weiblich Lebensführung nach dem Vorbild Marias ausmachen sollten. Das alles sind Projektionen der bürgerlichen Moral des 19. Jahrhunderts.

Maria ist Mutter und Freundin. Die Frauen denken sich: Wir brauchen keinen Priester, Maria begleitet uns zu Gott. Die katholische Kirche ist eine Frauenkirche, die von Männern geleitet wird. So lange ich zurückdenken kann, habe ich es nicht anders erlebt. Frauen besuchen die Messfeiern und Andachten, bereiten die Kinder auf die Sakramente vor, putzen die Kirche, erledigen die caritativen Aufgaben. Frauen tradieren den Glauben auch ohne die Geistlichen und ohne Unterstützung von Ehemännern. Und wenn ich das richtig sehe, war das immer so. Reformatoren und Gegenreformatoren haben das genutzt und zuerst die Frauen zu gewinnen versucht. Die Mutter Kirche ist eigentlich die Kirche der Mütter.

Bereits der Evangelist Lukas erzählt von vielen Frauen: "Sie alle unterstützten Jesus und

die Jünger mit dem, was sie besaßen“(Lk 8,3) Meistens sind es Frauen, die noch vor den Jüngern Christusbekenntnisse ablegen. Die syrophönizische Mutter bekennt als erste Jesus als den „Herrn“ (Mk 7,28). Eine samaritanische Frau führt Menschen aus ihrem Dorf zu Jesus und zu dem Bekenntnis: „Dieser ist der wahre Retter der Welt.“(Joh 4,42). Marta , die Schwester des Lazarus, sagt zu Jesus:“Ja, Herr, ich glaube, dass du der Messias bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll.“ (Joh 11,27) An Maria, an Jesu Mutter, sei hier noch erinnert und dass sie auf der Hochzeit zu Kana das erste öffentliche Wunder Jesu möglich machte, als sie zu den Dienern sagt:“ Was er euch sagt, das tut.“ (Joh 1,5) Das ist die grundlegende Aufforderung zum Glauben und zur Nachfolge. Die drei Evangelisten Markus, Lukas und Johannes wissen davon zu berichten, wie Frauen die Männerrunden um Jesus durchbrechen, um ihm die Füße und den Kopf zu salben. Das sind Bekenntnistaten: Jesus ist der Gesalbte, der Christus und Herr. Und letztlich sei hier daran erinnert, dass die ersten Zeugen der Auferweckung Jesu Frauen waren, wie es uns alle vier Evangelisten erzählen (Mt 28,1-10; Mk 16,1-8 ; Lk 24,1-11; Joh 20,1-18). Ich will an dieser Stelle nicht die exegetischen Dimensionen all dieser biblischen Erzählungen auffalten. Wichtig ist einzig und allein, dass die Evangelisten zentrale Aussagen des Glaubensbekenntnisses von Frauen vornehmen lassen. Damit werden diese Frauen zu Aposteln.

In vielen Gemeinden der frühen Christusbewegung müssen Frauen auch in leitender Verantwortung gewesen sein, wenn man sich die Grußworte mancher Paulusbriefe durchliest, in denen er Frauen nennt, die er an den verschiedenen Orten seiner Missionstätigkeit kennengelernt hat. Derselbe Paulus entwirft aber auch im Epheserbrief (Eph 5, 21 -33) ein Ehekonzept, das er christologisch untermauert: So wie Christus der Herr der Kirche ist, so ist auch das Verhältnis des Mannes zur Frau in der Ehe: Dominanz und Unterordnung. Sicherlich ist Paulus ein Kind seiner Zeit, wenn er die antiken Haustafeln für das christliche Privatleben übernimmt, aber immerhin überschreitet er sie, indem er die Ehe auf die Ebene eines Sakramentes der Treue, des Beistandes und der Gemeinschaft hebt. Dass „in Christus“ alle menschlichen Ordnungen anders zu verstehen und zu leben sind, wie Paulus immer wieder betont, ist aber bereits eine Generation später wohl wieder vergessen gewesen. Das allgemeine patriarchale Verständnis dieser Zeit setzt sich durch: Der Mann ist Oberhaupt in Familie, Staat und Kirche. In den Pastoralbriefen wird gegen Frauen als Glaubenslehrerinnen und Vorsteherinnen der Gemeinden angeschrieben. Das beweist jedoch auch immerhin, dass Frauen genau das in den ersten Generationen der christlichen Kirche gewesen sind: Glaubenslehrerinnen

und Gemeinde- und Gottesdienstleiterinnen. Die Frau darf in keine Position gelangen, in der sie Männer belehren oder geistliche Verfügungsgewalt über sie bekommt, denn Gott hat die Frau nach dem Mann geschaffen, um dem Mann zu dienen. Das war die noch eher moderate religiöse Begründung. Es ist jedoch eindeutig falsch, wenn man heute noch einer Deutung folgt, die bereits zwischen 100 und 150 n. Chr. einsetzte mit der Behauptung, unter den Jüngern „verkündeten“ die Männer nach außen und „dienten“ die Frauen nach innen. Das ist eine Erfindung, die weder durch die Praxis Jesu noch durch die Darstellungen in den Evangelien gedeckt ist. Wenn bei allem männerdominierten Gemeindeleben der späteren Zeit neutestamentliche Texte mit den Namen von Jüngerinnen erhalten geblieben und überliefert worden sind - ebenso wie bei den Aposteln wird man mindesten auf ein gutes Dutzend bei ihrer Aufzählung kommen -, dann muss sich dahinter eine allbekannte Wirklichkeit befunden haben.

Je stärker sich das Bild von Maria in Richtung Empfängerin, Hörende und Dulderin ins Passive verschob, desto stärker wurde auch in der Kirche das Bekennen und Dienen zu einem inneren Akt der privaten Frömmigkeit oder zu einer Bestätigung der eigenen Moralität. Aber mit Maria bleibt der Kirche auch das Andere und das Widerständige in den Gebeten, Liedern, Bildern und Statuen erhalten. So etwa die Maria der prophetischen Eschatologie, die Künderin des nahen Machtwechsels! In vielen katholischen Kirchen stehen sie, die Statuen der Himmelskönigin, umgeben vom triumphierenden Sternenkranz, lässig mit dem rechten Fuß die teuflische Schlange zertretend. Eleganz und Stärke, Schönheit und Mut, Mütterlichkeit und Kampfbereitschaft strahlt sie aus. Und die Maria der Pieta bringt das ganze Elend der Welt, den Tod, den Schmerz, die Trauer, die Verlassenheit mit in die Kirche. Die Pontifikalämter mit den bunten Gewändern, der tosenden Orgel und den großen Worten interessieren Maria nicht. Ihr geht es um den Schutz und den Trost vor allem der Frauen. Männer wollen das erfolgreiche Vorankommen feiern, Frauen das achtsame Zusammensein bewahren. Solange in der Kirche an Maria erinnert wird, bleibt sie eine Kirche der Frauen. Und deshalb bleibt sie eine messianische Kirche, die das Leiden der Menschen und die Hoffnung auf die Rettung der Welt nicht vergisst. Diese Kirche ist nicht klerikal, sondern eine Kirche des Volkes, lebensnah und gleichberechtigt. Das ist die nicht-traditionalistische Tradition der Kirche, nicht an Äußerlichkeiten hängend, nicht rückwärtsgewandt.

Die Frauen der Kirche

Es kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden auf die vielen heiligen Frauen und Kirchenlehrerinnen der Kirche. Ihnen wird großer Respekt, Sympathie und Vertrauen entgegengebracht. Kulturen – und geschlechterübergreifend verneigen sich die Gläubigen vor ihren vorbildlichen Lebensleistungen in der Nachfolge Jesu Christi. Das gilt auch für die großen Ordensgründerinnen und bedeutenden Äbtissinnen. Sie haben Kirche und Welt wesentlich mit gestaltet durch ihre Initiativen in Caritas und Bildung. Viele dieser herausragenden Frauen wurden von der Kirche eingeeengt und fühlten sich in ihrer Arbeit behindert. Ebenso viele aber ließen sich nicht beirren und bauten mit an einer Kirche der Frauen.

Darum soll es jetzt aber nicht gehen. Vielmehr richtet sich das Augenmerk auf die Forderung von Frauen der Kirche auf volle Teilhabe an allen Ämtern. Schauen wir uns dazu die Schauplätze der Diskussion an. Es gibt eine sehr alte Tradition der Kirche, die Frauen von allen Weiheämtern auszuschließen. Gibt es innerhalb dieser Linien die Möglichkeit, neue Perspektiven aufzuschließen, damit Frauen mehr Mitwirkung und mehr Mitentscheidung ermöglicht wird?

Die Kirche lehrt bereits seit dem Altertum, dass eine gültige Priesterweihe nur einem Getauften männlichen Geschlechts gespendet werden kann. Das ist zwar zu keiner Zeit als dogmatisierte Aussage des Glaubens formuliert worden, so dass eine Leugnung oder Zuwiderhandlung nicht notwendigerweise zum Ausschluss aus der Kirche führen muss. Es sei denn, es wird als Ungehorsam gegen die Kirchendisziplin gewertet. Aber die ausschließliche Priesterweihe von Männern wird von Anbeginn an in der katholischen Kirche praktiziert. Und tatsächlich hat bislang noch niemand den Namen eines weiblichen Presbyters (oder eben Presbyterin) nennen können. Die klassische Dogmatik führt Gründe für das alleinige Weiheamt von Männern an, die sich jedoch eher historisch oder pragmatisch lesen:

1. Christus hat nicht einmal seine Mutter, sondern nur Männer in seiner Umgebung mit sakramentaler Gewalt ausgestattet (Taufe, Sündenvergebung, Eucharistie, Eheschließung). Keine Frau saß beim letzten Abendmahl mit am Tisch, also darf auch keine Frau der Eucharistiefeier vorstehen. Dass diese Männerberufungen Symbolhandlungen Jesu Christi für die zwölf Stämme des neuen Volkes Israel waren, soll an dieser Stelle nur angemerkt werden.
2. Es wird an die Weisung von Paulus erinnert, die Frauen in der Gemeinde nicht

lehren zu lassen, weil sie dem Mann untergeordnet seien. Der Grund dafür ist, dass Eva nach Adam geschaffen worden sei, also die Frauen den Männern nachrangig sind. Aber wird im Schlusssatz der hier gemeinten Schöpfungserzählung nicht genau das Gegenteil betont: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau...“(Gen 2,24)?

3. Wie man an Eva sieht, sind Frauen sittlich ungefestigter Natur und deshalb für das Priesteramt untauglich. Auch Lots Frau, die sich nicht an Gottes Weisung hält, und Hiobs Frau, die ihren leidenden Mann gar auffordert, sich von Gott loszusagen, werden als Belege für die Unzuverlässigkeit von Frauen angeführt. Von Adam über David bis Petrus wird jedoch von einigen Dutzend biblischer Männergestalten in ihrer Feigheit, Verlogenheit und Manipulierbarkeit erzählt.
4. Bei der Spendung der Sakramente soll die Person des Spenders unerheblich und unbeachtet sein. Wenn jedoch Männer und Frauen Sakramente spenden dürften, würde die Aufmerksamkeit der Gläubigen für die Sakramente abgelenkt auf die Spender. Die Gläubigen könnten sich aussuchen, ob sie von einer Frau oder von einem Mann das Sakrament empfangen wollten. Noch dramatischer könnte es werden, wenn Frauen nur Frauen und Männer nur Männern die Sakramente spendeten. Das würde die Einheit der Gemeinde zerreißen. Also kann der Priester nur einem Geschlecht angehören und das muss dann das männliche sein.

In der Geschichte der Kirche wurde übrigens die Gottesmutter Maria immer wieder als negative Beweisfigur herangezogen, um Frauen vom Priesteramt sowie von Lehre und Predigt auszuschließen. Marias Priestertum - so kann man da lesen – habe sich in der Annahme der Geburt des Sohnes Gottes und in der Begleitung von Leiden und Sterben Jesu verwirklicht. Es ist interessant festzustellen, dass die heilsgeschichtlichen Ereignisse, die bis heute im Zentrum des Priesteramtes stehen, ja die die notwendigen Bedingungen der Existenz des Priesteramtes sind, in engster Verbindung mit Maria stehen, während die Gottesmutter selbst dadurch nicht das Priesteramt erwirkt. Es sind eben historische und pragmatische Gründe, nicht aber theologische, die als wichtiger erachtet werden. Die Stimmen setzten sich bislang nicht durch, die Marias Priestertum auf die direkte Erwählung und Berufung durch Gott zurückführten. Marias Priestertum besteht aber in der unmittelbaren Erwählung und Berufung durch Gott. Sie bedarf nicht der kirchlichen Bestätigung, weil die Kirche nicht über ihr steht. Wenn also die Kirche Frauen verbietet, zu segnen, zu predigen und die Messe zu lesen, kann sie das theologisch nicht von Maria herleiten. Auffällig ist auch, dass Maria sehr oft mit dem Buch der Bibel dargestellt wird,

darin lesend oder es präsentierend. Auffällig sind zudem die vielen legendenhaften Erzählungen darüber, wie Maria bereits als junges Mädchen Lesen und Schreiben im Tempel gelernt und später Jesus zur Schule gebracht haben soll, so wie von ihr als Lehrerin der Apostel erzählt wird. Später wurden Gymnasien und Universitäten unter ihren Schutz gestellt und erhielten Maria als Namenspatronin. Aber das Lehr- und Predigtamt eines Priesters soll sie nicht ausführen können?

Frauen - also auch Maria – sollen zuhören. Ihre geistlichen Gaben sollen sie privat und zu Hause nutzen. So lautet bis heute die Maxime. Aber selbst jedem kirchlichen Macho, der vielleicht nichts von der Gleichberechtigung der Frau in liturgischen Diensten hält, müsste doch auffallen können, dass er die Tradition lediglich rückwärtsgewandt und theologisch unverstanden wiedergibt. Gibt es denn ein kirchliches Amt, das Gott in Maria gegründet hat? Das „Problem“ scheint mir zu sein, dass Maria kein Dienstamt der Kirche innehaben kann, weil sie nicht zur Kirche gehört, sondern ihr Urbild ist. Aber wenn es andererseits so ist, dass der Priester unter den Menschen die Verbindung zu Gott hält und Gott vergegenwärtigen hilft, dann ist Maria doch das Urbild des Priesters. Eine Frau als Urbild des Priesteramtes, nicht aber eine Frau als Priester?

Es gibt einige Katholikinnen, die vehement für das Priesteramt der Frauen kämpfen und es als Missachtung ihrer Gleichberechtigung und somit als Verletzung ihrer Menschenwürde einstufen, dass ihnen das von ihrer Kirche verwehrt bleibt. Nun ist es aber doch wohl so, dass das Priesteramt nicht wie ein freiwählbarer Beruf einzuschätzen ist. Es ist eine institutionelle Einrichtung, eine Lebenshaltung, zu der man berufen ist und ein Amt, in das man von der Kirche eingeführt wird. Der Verweis auf die Gleichberechtigung und auf die Menschenwürde ist hier fehl am Platz.

Das Priesteramt steht nur einem zölibatär lebenden, von einem Bischof geweihten Mann offen. Das ist die traditionelle Lehre der Kirche. Dies zu ändern ist ihr nicht möglich, dazu besitzt sie keine Vollmacht. Auch das ist traditionelle katholische Lehre. Als Sakrament steht die Priesterweihe auf derselben Stufe wie die Ehe, die die Liebe Christi zu seiner Kirche vergegenwärtigt. Und auch hier spricht die Kirche von ihrem institutionellen Unvermögen die Ehe aufzulösen. Aber gültig geschlossene Ehen können für ungültig erklärt werden, wenn der Glaube in Gefahr ist (privilegium petrinum/privilegium paulinum). Ebenso kann ein Priesteramt aufgelöst werden aus Gründen, die in der Person des Einzelnen liegen, bei moralischen oder kriminellen Verfehlungen oder wenn Irrlehren verbreitet werden. Gott hat also der Kirche die Vollmacht erteilt, durch Dispens oder Privileg sakramentale Lebensentscheidungen zu beenden oder neu zu schaffen. Man darf

feststellen: Die Kirche ist von ihrer Stiftung her bevollmächtigt und aufgefordert, all die Änderungen vorzunehmen, die sich als bessere Sorge für das geistliche Gelingen erweisen können. Die traditionalistische Deutung der Tradition beruht auf dem Grundsatz: Weil Gott es geboten hat, deshalb ist es gut. Die nicht-traditionalistische Deutung der Tradition betont hingegen: Weil etwas gut ist, deshalb gebietet es Gott. Allein diese Position eröffnet Perspektiven.

Wir müssen noch über Macht nachdenken, wenn das zentrale Argument der Kirche lautet, sie habe gar nicht die Macht über die Frauenordination zu entscheiden. So lautet ein Machtwort – in Gestalt eines Ohnmachtswortes. Macht wird in der katholischen Kirche zunächst einmal dann missbraucht, wenn sie nicht eingestanden wird. Die Formel klingt einleuchtend: Jesus war ein Mann, die Apostel sind Männer, die Kirche ist die Braut, Christus ist ihr Bräutigam. Deshalb muss der Priester ein Mann sein. Frauen kommen in dieser Formel nicht vor. So werden Traditionen ins Abseits geschoben. Man sichert sich institutionelle Macht durch autoritäre Aussagen. Aber die wahre Autorität liegt beim Machtlosen, beim Unbeachteten. Das sagt uns die Auferweckung des Gekreuzigten. Gott schenkt dem Niedrigsten die höchste Würde. Auf die „Niedrigkeit seiner Magd“ hat er geschaut, spricht Maria im Magnifikat. Maria besitzt die wirkliche Macht, weil sie mitentscheiden kann über die Geburt des Herrn, weil sie das deutende Wort spricht im Magnifikat und weil sie anerkannt ist und erinnert wird als Mutter der Kirche und Madonna der Hilfesuchenden. Wenn schließlich bei der Vollendung der Zeit im Weltgericht vor Gott die sündigen Menschen angeklagt werden, dann wird Maria die Belange der Menschen vertreten vor dem himmlischen Richter. Eine Frau hat das letzte Wort vor Gott. Das war schon immer die Hoffnung der Kirche. Wer die Einheit von Wort und Tat lebt und wenn diese Einheit für viele Menschen befreiend wirkt, dann besitzt man Autorität. Diese Autorität verleiht anerkannte Macht. Macht legitimiert sich in der ehrlichen Beziehung zu Menschen, die heil macht und befreit. Die Legitimation zur Machtausübung zerfällt, wenn man nur noch leere Formeln produziert, die keine heilende und bestärkende Wirkung mehr entfalten. Vielleicht aber meinen einige Vertreter der Kirche auf ungeahnte Weise damit genau diese Einsicht, wenn sie von der mangelnden Ermächtigung zu richtungsändernden Entscheidungen sprechen.

Es gibt die drei Grundvollzüge der Kirche: Das Bekenntnis des Glaubens (Martyria), die Feier des Glaubens (Liturgia) und der notwendige Liebesdienst (Diakonia). Für die Leitung der Gottesdienste sind die Presbyter zuständig. Die tätige soziale Hilfe wird von den Diakonen organisiert. Bereits in Briefen des Apostels Paulus werden auch Frauen als

Diakone genannt. Sie üben damit ein wichtiges Amt in der Gemeinde aus, das ursprünglich die Bischöfe kennzeichnete. Unter „Diakonat“ werden in den ersten Gemeinden noch die Verkündigung des Evangeliums, die Leitung der Gemeinde und sozial-caritative Aufgaben verstanden. Diakone sind dem Bischof zugeordnet, dem dann als alleinige Aufgabe das Lehramt zusteht, während ihn Diakone helfen in Liturgie, Verwaltung der Gemeinde und in der Fürsorge. Im weiteren Verlauf der Kirchenbildung übernehmen die Priester mehr und mehr Aufgaben vom Bischof und von den Diakonen, so dass schließlich die Verbindung Bischof – Diakon auseinander bricht.

Mindestens bis zum 8. Jahrhundert gab es in der katholischen Kirche Diakoninnen. Anders als die Diakone wurden sie nicht ordiniert. Ihre Aufgaben liegen nicht eindeutig fest. Man kann aber von einer verbreiteten Tätigkeit in der Frauenseelsorge sprechen. Sie führen die Katechese der Frauen durch, sorgen für Ordnung im Gottesdienst, assistieren bei der Taufe von Frauen, pflegen die Kranken und kümmern sich um Waisenkinder.

Der Diakon gehört durch seine Weihe zu den Klerikern und bildet damit einen Teil der kirchlichen Hierarchie. Als eigenständiges Amt ist es jedoch noch jung. Erst Papst Paul VI. führte 1967 den Ständigen Diakonat wieder ein. Aber die Stellung dieses Amtes ist noch nicht ganz klar. Heute begreift man den Diakonat wohl eher als amtliche Repräsentanz der dienenden Kirche: Bischöfe und Priester besitzen Leitungsfunktion, der Diakon hat eine helfende, eine caritative Funktion. Wenn wir jedoch an so große Bischofspersönlichkeiten wie Nikolaus und Martin denken, fällt auf, dass die Reduzierung des Bischofsamtes auf Leitung weg vom Diakonat nicht mit der Tradition übereinstimmt. In der alten Kirche waren es oft die besten Organisatoren der Sozialarbeit, also die besten Diakone, die Bischöfe wurden.

Die Weihe von Frauen zu Diakonen wäre eine Neuerung, die sich jedoch aus der Tradition erschließen ließe: Die Diakoninnen sollen den Zuspruch der Kirche vergegenwärtigen in caritativen und liturgischen (Taufe, Krankensalbung, Trauung, Beerdigung) Diensten. Das entscheidende Problem ist jedoch derzeit eher ein kirchenrechtliches. Durch die Diakonatsweihe wird ein Christenmensch in den Klerus aufgenommen. Und das hält man für Frauen derzeit nicht für möglich. Obwohl biblisch und historisch nichts dagegen spricht, weil man durch die Beauftragung von Frauen an eine alte Tradition anknüpft. Da der Diakon kein Vertreter des Priesters ist, wird man durch die Ernennung von Frauen auch nicht dem Priesteramt in die Quere kommen.

Ich bin mir sehr sicher, dass viele Frauen geeignet sind für den Diakonat sowie für das Priester – und für das Bischofsamt und diese heute bereits besser ausfüllen könnten als

einige ihrer männlichen Vertreter. Gott wird sich doch auch etwas dabei gedacht haben, wenn er so viele zur Seelsorge bestens geeignete und in ihr bereits tätige Frauen geschaffen hat. Weil die weiblichen Diakone in der alten Kirche nicht geweiht wurden, gehörten sie auch nicht dem Klerus an, sondern blieben im Laienstand. Das wäre der zumindest erste Schritt zur Teilhabe von Frauen und zur Kehrtwende in unserer Kirche. Der Klerikerstand würde sich nicht erweitern und es würde damit ein Zeichen gesetzt werden gegen die Tendenz zur Klerikalisierung der katholischen Kirche.

Der heilige Stephanus ist der Schutzpatron der Diakone und wohl bald auch der Diakoninnen. Vor dem Hohen Rat hält er seine große Rede zur Heilsgeschichte, die ihn schließlich das Leben kostet. Am Ende seiner Rede sagt er: "Ihr Halsstarrigen, ihr, die ihr euch mit Herz und Ohr immerzu dem heiligen Geist widersetzt, eure Väter schon und nun auch ihr"(Apg 7,51). Wer sind heute die Halsstarrigen, die gegen den heiligen Geist arbeiten?